DEA WILK

Winter Träume auf Usedom



aéru

adru

DEA WILK

Winter Träume auf Usedom



Für alle, die manchmal fallen.



Eins

1. Advent

Ich betrachtete die anderen drei Frauen. Isabel, die Innenarchitektin, die ihren Bruder besuchen wollte. Joanna, die Event-Managerin, die für einen Job auf die Insel gekommen war. Und Loui, die keinen Job und keine Wohnung mehr hatte, weil das Café, in dem sie arbeitete, abgebrannt war und der Brand ihre Wohnung unzugänglich gemacht hatte, und die deshalb hier Zuflucht suchte. Sie waren alle älter als ich und ich fühlte mich wie ein Küken. Meine bunten Taschentücher waren dafür ein wunderbares Symbol.

Doch über die Zeit, die wir an diesem ersten Advent zusammen in der *Usedomer Bäderbahn* saßen und darauf warteten, dass die Technik wieder funktionierte, schien der Altersunterschied auf die wenigen Jahre, die uns tatsächlich trennten, zusammenzuschrumpfen. Vielleicht hatten sie ein paar Dinge mehr erlebt. Doch vermutlich hatten sie nicht erlebt, wovor ich davonlief.

Das traf es gut. Ich lief vor meinem Leben davon. Zum Glück hatte Maria schon so lange den Traum, nach Berlin zu ziehen. Zum Glück hatte sie gerade selbst keinen Job, der sie auf der Insel hielt. Und zum Glück hatte sie in Berlin so schnell ein Café gefunden, in dem sie arbeiten konnte.

»Also, Rina, erzähl mal. Was für Software programmierst du denn eigentlich?« Jo hatte sich ihren Mantel über die Beine gelegt und sah mich erwartungsvoll an. Es war ein Mantel, den ich selbst nie tragen würde. Viel zu umständlich und vermutlich auch zu teuer.

»Das ist unterschiedlich. Momentan arbeite ich mit einer Schule zusammen, mit der ich für ihre Lernplattform ein Spiel entwickle, das den Kindern der dritten und vierten Klassen die Möglichkeiten und Gefahren im Umgang mit dem Smartphone verdeutlicht, ohne dass sie sich belehrt fühlen.«

»Wow, das klingt wirklich spannend. Meine Nichte ist ja erst in der zweiten Klasse und mein Bruder ist strikt dagegen, dass sie ein Smartphone bekommt, bevor sie dreizehn ist. Ich fürchte nur, dass sich das kaum verhindern lässt«, sagte Isa.

»Es lässt sich schon verhindern, aber an manchen Schulen arbeiten die Kinder auch mit den Handys. Sie recherchieren damit oder machen Fotos, die sie dann für den Kunstunterricht verwenden. Auf Ausflügen halten sie mit der Kamera auch Dinge fest, die sie sich für später merken wollen. Der Schule geht es darum, dass die Kinder früh lernen, dass ein Smartphone ein Tool ist und nicht nur dazu dient, Kurzvideos anzusehen und in Gruppenchats sinnlose Sticker auszutauschen.« Früher hatte ich vor allem Apps für kleinere Unternehmen programmiert, die ihre Kunden und Kundinnen durch gezielte Angebote an sich binden wollten. Die Arbeit mit den Schulen gefiel mir deutlich besser, weil ich dabei das Gefühl hatte, etwas Gutes zu tun.

»Da hast du recht. Vielleicht stelle ich dir meinen Bruder mal vor.«

»Klar«, erwiderte ich. Warum auch nicht?

»Das ist doch unheimlich schwer, oder? Mit diesem Code zu arbeiten und diese ganzen komplexen Zusammenhänge zu verstehen.« Loui steckte sich einen ihrer Kekse in den Mund, die wirklich wahnsinnig lecker waren.

Ich zuckte mit den Schultern. »Ich habe schon mit fünfzehn damit angefangen und es dann studiert. Irgendwann hat man den Dreh raus.« Ich nahm mir selbst noch einen Keks. Die Schachtel schien nicht leerer zu werden, obwohl wir alle vier immer wieder zulangten und auch unseren Sitznachbarn und den Zugbegleitern etwas abgegeben hatten. »Ich zum Beispiel würde es nicht hinbekommen, Milch so zu schäumen, dass ein Keks darauf liegen bleibt, wenn mein Leben davon abhinge.«

»Das Geheimnis ist, die Ziehphase nicht zu lang zu halten und in der Rollphase darauf zu achten, dass die Luftblasen sich gleichmäßig verteilen.«

Wir anderen drei schwiegen, sahen Louise eine Weile an und lachten dann.

»Irgendwie könnte das auch eine Anleitung für Kaugummiblasen sein«, sagte Isabel und ich lachte noch mehr.

»Stimmt.«

Louise lachte auch, fügte aber irgendwann erklärend hinzu: »In der Ziehphase hält man die Dampfdüse nur knapp unter die Oberfläche der Milch. So bekommt

man die Luftblasen. Und dann geht man tiefer und verteilt alles.«

Joanna grinste anzüglich. »Das klingt nun wieder nach einer ganz anderen Anleitung.«

Dieses Mal lachte Louise von Anfang an mit uns. Und irgendwann, als mein Bauch leicht zu schmerzen begann, fragte ich mich, wann ich eigentlich das letzte Mal so richtig gelacht hatte. Es war auf jeden Fall länger als drei Monate her.



Zwei

Es war dunkel, als ich mich von Joanna und Isabel verabschiedete, um in Zempin, eine Station nach Louise, die Bahn zu verlassen. Wir hatten Telefonnummern ausgetauscht, aber ich vermutete, dass ich keine von ihnen wiedersehen würde. Am ehesten noch Louise, weil sich ihr Hotel nur einen Ort entfernt befand. Doch auch diese Distanz konnte unüberbrückbar sein.

Ich hievte meinen Koffer aus dem Zug und rollte ihn durch den Nieselregen bis zur Straße. Ich hatte keinen Schirm dabei, setzte aber die Kapuze auf und beschleunigte meinen Schritt etwas, um nicht vollkommen durchnässt in Marias Wohnung anzukommen. Etwa achthundert Meter waren es bis zu ihrer Wohnung in der Hansestraße. In Berlin wäre ich dafür vermutlich in einen Bus gestiegen. Zumindest bei diesem Wetter.

In Berlin hätte ich vielleicht auch ein paar andere Menschen getroffen. Okay, es waren zwei Familien mit mir aus der Bahn gestiegen, aber als ich die Hauptstraße entlang und später durch das Wohngebiet ging, sah ich nicht eine Menschenseele außerhalb der Häuser.

Durch manche Fenster konnte ich sie dagegen sehen, wie sie gemeinsam am Kaffeetisch saßen, ein Adventskranz mit einer brennenden Kerze zwischen ihnen. Bei manchen stand sogar schon ein Weihnachtsbaum im Wohnzimmer. Lichterketten und andere leuchtende Figuren, Sterne und Pyramiden strahlten bis auf den Bür-

gersteig. Manche sahen hübsch aus, andere blinkten in allen Farben.

Der Anblick der glücklichen Familien führte mir mein eigenes Unglück nur noch deutlicher vor Augen, weshalb ich meinen Schritt noch weiter beschleunigte. Der Koffer wollte nicht richtig mitziehen, weshalb ich dennoch immer wieder stehen bleiben musste, um die Rollen neu auszurichten. Als ich die Hansestraße endlich erreichte, hatte der Wind mir die Kapuze so oft vom Kopf geweht, dass ich sie nicht wieder aufsetzte. Ich würde einfach sofort heiß duschen gehen, die Klamotten über die Heizung hängen und mir einen Tee kochen. Ich konnte noch immer selbst entscheiden, wie sich diese Ankunft gestaltete.

Genau wie ich noch immer selbst entscheiden konnte, wie ich meinen Dezember verbrachte, den ich so anders geplant hatte. Wärmer. Nicht allein. Mit einer vollkommen anderen Perspektive für meine Zukunft.

Ich kniff die Augen zusammen, um die aufkommenden Bilder zu vertreiben. Irgendwann mussten sie doch endlich verschwinden. Irgendwann musste mein Verstand doch akzeptieren, dass es kein Zurück gab. Musste mein Herz doch verstehen, dass es loslassen konnte.

Irgendwann.

Nicht jetzt.

Vielleicht, wenn der Abstand es geschafft hatte, mir auch in meinem Inneren einen Raum zu erschließen, in dem ich herausfinden konnte, wer ich von nun an sein wollte.

Ich sah das Loch im Weg, als ich daran vorbeiging, dachte aber nicht darüber nach, ob es ein Problem für

die Rollen meines Koffers sein könnte. Erst als er stecken blieb und ich fast stolperte, erkannte ich die Gefahr für mein Nervenkostüm, das unter ständiger Hochspannung stand. Auch die gemütliche Teestunde im Zug hatte daran wenig geändert. Zumindest nicht nachhaltig.

Ich riss viel zu kräftig an dem Griff des Koffers, anstatt das schwere Ding einfach anzuheben und auf diese Weise zu befreien. Irgendwann hörte ich ein Knacken, das mich zusammenschrecken ließ. »Nein!«, sagte ich so laut, dass Menschen in meiner Nähe es hätten hören können. Nur, dass es hier keine Menschen in Hörweite gab.

Ich ging zurück, richtete den Koffer auf und ließ den Griff los. Auf den ersten Blick schien alles okay zu sein. Doch als ich ihn weiterziehen wollte, löste sich eines der Räder, rollte ein paar Zentimeter und kam dann in einer merkwürdig endgültigen Position zum Liegen. Ich sah auf mein Handy. Noch zweihundert Meter bis zu Marias Wohnung. Ich versuchte, den Koffer auf dem verbliebenen Rad zu ziehen. Ich hatte ihn mir von meiner Mutter geliehen, die ihn irgendwann in den Neunzigern gekauft hatte. Normalerweise reiste ich mit einem Rucksack, aber da ich dieses Mal so lange weg, aber nicht viel unterwegs war, war der Koffer die bessere Wahl gewesen. Hatte ich gedacht.

Der Koffer ließ sich nicht auf einem Rad ziehen. Und ich konnte ihn auch nicht am seitlichen Griff tragen, weil dieser irgendwann abgerissen war. Ich konnte mich sogar an den Moment auf dem Flughafen erinnern, als mein Vater den Koffer vom Gepäckband gehoben hatte und er ihm direkt wieder aus der Hand gefallen war.

Also musste ich ihn am oberen Griff nehmen, wofür ich zu klein war. Ständig schlug mir das schwere Ding

gegen die Beine. Alle zehn Meter musste ich ihn abstellen, um zu verschnaufen. Meine noch vor Minuten so herrlich wärmende Jacke war nun eine Last, die ich nur allzu gern abgelegt hätte, der stärker werdende Regen eine willkommene Abwechslung.

Etwa zwanzig Meter vor dem zweistöckigen Mehrfamilienhaus, in dessen Erdgeschoss sich Marias Zweiraumwohnung befand, übersah ich wieder ein Hindernis auf dem Weg. Dieses Mal stoppte es nicht den Koffer, sondern mich. Der Koffer blieb irgendwie in Bewegung und sorgte auf mir unerklärliche Weise dafür, dass er selbst zu einem Hindernis wurde, über das ich stolperte. Ich fiel nicht so richtig der Länge nach auf den Asphalt, sondern landete komisch und schmerzhaft auf der Seite. Der schlimmste Schmerz aber stieg von meinem rechten Knöchel auf.

Ich trug bequeme Winterboots, aber gegen diesen Sturz hatten sie nichts ausrichten können. Für einen Moment blieb ich auf dem nassen Boden halbliegend, halbsitzend. Am liebsten hätte ich geheult. Doch das hatte ich mir vor drei Wochen verboten. Keine Tränen mehr in diesem Jahr. Ich würde aufhören, mich selbst zu bemitleiden. Auch jetzt.

Ich rappelte mich auf und konnte mit beiden Füßen auftreten, auch wenn sich der rechte, der noch immer schmerzte, nicht so anfühlte, als würde er mich für einen Marathon tragen können. Aber die letzten zwanzig Meter würde er schaffen.

Ein Mann kam aus dem Haus geeilt, als ich mich wieder in Bewegung gesetzt hatte. »Geht es Ihnen gut? Ist etwas passiert?«

Verwirrt sah ich ihn an. Nicht nur, weil er im T-Shirt und mit einer Serviette in den Händen hier im Regen vor mir stand, sondern weil er offensichtlich gesehen hatte, was passiert war.

»Ich stand gerade am Fenster und habe gesehen, dass Sie gefallen sind. Haben Sie sich verletzt?«

Ich schüttelte langsam den Kopf. »Nein, schon okay. Es ist nichts.«

»Wo wollen Sie denn hin? Lassen Sie mich den Koffer nehmen.«

»Ähm … nein … danke. Das ist nicht notwendig. Ich bin eigentlich schon da. Nur einmal ums Haus herum.«

Sein Gesicht hellte sich etwas auf. »Ah, du bist die Freundin von Maria.« Dass Maria und ich Freundinnen waren, schien für ihn Grund genug zu sein, mich zu duzen.

»Ja, die bin ich. Kennt ihr euch?«

»Wir sind Nachbarn. Ich bin aber erst vor drei Monaten hier eingezogen.«

Von einem neuen Nachbarn hatte sie nichts erzählt. Nur von einem Pärchen, das in einem Hotel in der Nähe arbeitete, und zwei älteren Damen, die hier zusammen wohnten. Die Wohnung direkt neben ihrer wurde an Feriengäste vermietet.

»Oh«, sagte ich nur, weil ich nicht wusste, was ich sonst erwidern sollte, und noch mehr als zuvor in Marias Wohnung wollte, um etwas zu tun, bei dem ich mich besser fühlte, als in der Gegenwart eines Mannes, der mich bei dem wohl peinlichsten Sturz des Jahres erlebt hatte. Und das alles in einem kalten Novemberregen.

»Warte. Sie hat mir deinen Namen gesagt.« Ihn schien der Regen nicht sonderlich zu stören. »Katharina, richtig?«

Ich nickte, verzog aber das Gesicht. »Eigentlich nennt mich so niemand. Rina reicht.« Warum hatte ich das gesagt? Ich sah nach oben, als würde mir der Regen erst jetzt auffallen. »Ich geh dann mal weiter, bevor wir beide vollkommen aufweichen.«

Er lachte leise und irgendwie verwandelte das sein Gesicht in etwas, das ich mir gern länger angesehen hätte. Überrascht von dieser Erkenntnis starrte ich ihn zu lange an. Es war das erste Mal seit … wie lange war es her, dass ich einen Mann kennengelernt hatte, der mir auf diese Art gefiel?

Der Regen hatte sein T-Shirt inzwischen durchnässt. Im Schein der Laterne konnte ich seine Brustwarzen sehen, die sich hart aufgestellt hatten vor Kälte. Seine nackten Arme waren feucht und eine Gänsehaut hatte sich darauf gebildet.

»Ich nehme den Koffer und bringe dich«, bot er noch einmal an, doch ich hielt weiterhin den Griff und setzte an, um ihn weiter zu tragen. Das hätte ich auch geschafft, wenn mein Fuß nicht in diesem Moment nachgegeben hätte. Der Mann, der mir seinen Namen noch nicht genannt hatte, fing einen neuerlichen Sturz auf. Mein Herzschlag hatte sich noch mehr beschleunigt als vor ein paar Minuten und ich atmete schnell, um den Schreck wieder loszuwerden.

»Ich schätze, ich könnte deine Hilfe doch gebrauchen.« Die Worte kamen genervt aus meinem Mund und der Mann ohne Namen hatte sie nicht verdient. Trotzdem war er ein Mann und das allein reichte für den Moment, damit ich mich wegen der Wahl meines Tons nicht allzu schlecht fühlte.

Er schien sich nicht angegriffen zu fühlen, zumindest griff er nach meinem Koffer und bot mir dann seinen Arm an, damit ich mich unterhaken konnte.

»Geht schon«, murmelte ich und humpelte voraus in die Richtung, in der ich Marias Eingangstür vermutete. Man betrat die Wohnung über eine kleine Terrasse, auf der es sich im Sommer sicher schön sitzen ließ. Jetzt gab es nicht einmal Möbel, die ich dafür hätte nutzen können. Außerdem war alles nass und dunkel. Bis sich zwei Lampen einschalteten, die links und rechts oberhalb der Glastür und des Fensters montiert worden waren.

»Es gibt einen Lichtschalter.« Der Mann ohne Namen deutete auf die dünne Holzwand, die die Terrasse zu beiden Seiten abschirmte. Dort, wo er stand, befand sich ein Steinpfeiler, an dem ein Schalter und zwei Steckdosen verbaut waren.

»Danke.« Ich zog den Schlüssel aus der Jackentasche, den ich schon in Berlin dort deponiert hatte, und steckte ihn ins Schloss. Als er sich drehte und ich die Tür öffnete, fiel ein Teil der Anspannung von mir ab. Wärme strömte mir entgegen. Endlich da. Noch einmal sagte ich »Danke«, griff den Koffer und stellte ihn auf die Matte, auf die ich auch meine nassen Schuhe stellen würde. »Gute Nacht.« Ich wollte in die Wohnung treten und die Tür hinter mir schließen, doch er hielt mich davon ab.

»Bist du sicher, dass mit deinem Fuß alles okay ist? Soll ich ihn mir kurz ansehen?«

Was war das denn für eine blöde Masche? Mein gesamtes System ging in den Widerstand, weshalb ich mich kratzbürstiger verhielt, als es vielleicht angebracht

gewesen wäre. »Nein, das geht schon. Ich brauche deine Hilfe nicht.« Ohne auf seine Antwort zu warten, schloss ich die Tür. Ich schlug sie nicht zu oder so, aber ich zog danach den Vorhang vor die Scheiben, um ihm zu verdeutlichen, dass ich seine Hilfe nicht länger brauchte.

Für einen Moment hatte ich ein schlechtes Gewissen, denn vielleicht hatte er mir ja wirklich nur helfen wollen. Aber ich hätte es nicht ertragen, ihn abzuwimmeln, wenn er schon in der Wohnung gewesen wäre. Außerdem hatte meine Mutter mich immer davor gewarnt, mit fremden Männern nach Hause zu gehen. Diese Warnung schloss sicher auch die Mitnahme von Männern in fremde Wohnungen mit ein.

Ich schaltete das Licht an einem der Schalter an, die sich neben der Tür befanden, schälte mich müde aus meiner Jacke, hängte sie an die Garderobe und setzte mich dann auf die Lehne des Sofas, das direkt neben dem Eingang unter dem Fenster stand. Maria hatte mir erklärt, dass alle Wohnungen in diesem Haus darauf ausgelegt wären, von Feriengästen für einen kurzen Zeitraum gemietet zu werden. Deshalb fehlte es an manchen Dingen wie eine Abstellkammer oder einem Keller oder eben einem Flur, in dem man sich nicht aufs Sofa setzen konnte.

Ich zog erst den Schuh von jenem Fuß, dem nichts passiert war. Dann öffnete ich die Schnürsenkel des zweiten so weit, dass der Schuh sich von selbst löste und zu Boden fiel.

»Autsch!«, entfuhr es mir, obwohl ich so sehr aufgepasst hatte. Vorsichtig zog ich auch die Socke aus, was weitere Schmerzen verursachte. Im ersten Moment

konnte ich nichts erkennen, doch dann glaubte ich, eine Schwellung am Knöchel zu sehen. Mist! Um sicherzugehen, zog ich auch die andere Socke aus. Jap, dieser Fuß war deutlich eher für eine Söckchen-Werbung geeignet, auch wenn beiden ein Fußbad nicht schaden würde.

Ich stellte beide Füße auf den warmen Boden. Die Fußbodenheizung hatte sich vor einer Stunde eingeschaltet, wie ich von Maria wusste. Sicher hatte sie in ihrem Kühlschrank ein Kühlpad. Fast wäre ich erneut hingefallen, weil der rechte Fuß sofort nachgab. Doch ich verlagerte mein Gewicht auf den linken Fuß und meine rechte Hand, mit der ich nach der Armlehne des Sofas gegriffen hatte, um mich festzuhalten. Und dann hüpfte ich auf einem Bein in Richtung Kühlschrank. Maria und ich hatten ausgemacht, dass wir für den anderen einkaufen gehen würden. Wir hatten uns gegenseitig eine Liste mit den Dingen geschickt, die wir brauchten, damit wir uns direkt etwas mehr zu Hause fühlen würden.

Es war ihre Idee gewesen. Ich wollte mich hier nicht zu Hause fühlen, denn zu Hause fühlte sich seit drei Monaten nicht mehr gut an. Oder vielleicht … vermutlich hatte es das schon viel länger nicht getan und ich hatte das Gefühl auf den Stress der Vorbereitungen geschoben.

Im Gefrierfach fand ich das Kühlpad neben dem Buttergemüse, das sie für mich besorgt hatte. Ich sprang damit zum Sofa, schaltete das Deckenlicht aus und eine Stehlampe ein und legte das Pad an meinen Knöchel. Angenehm war das nicht. Es war kalt und fühlte sich überhaupt nicht nach der behaglichen Ankunft an, die

ich mir erhofft hatte. Daran konnte auch der liebevoll positionierte Adventskranz auf dem Couchtisch nichts ändern, neben dem sich ein Teller mit Keksen und ein kleiner Brief befanden. Okay, ein bisschen Wärme brachten die Sachen in Marias kleine Wohnung. Ich nahm mir einen Keks und sah mich um. Dabei zog ich die nassen Klamotten aus.

Die Wohnung hatte zwei Zimmer. Das, in dem ich mich gerade befand, war zugleich die Küche und ein Arbeitszimmer. Dort würde ich arbeiten können, wenn ich es wollte. Normalerweise zog ich es vor, in Cafés zu programmieren, doch manchmal brauchte ich einen größeren Monitor und ich war nicht sicher, wie viele Cafés es hier auf der Insel gab, die es duldeten, wenn ich ein paar Stunden bei zwei Tassen Tee oder Kaffee einen Tisch blockierte. Maria meinte, dass es um diese Jahreszeit vermutlich niemanden stören würde. Im Gegenteil, die Gastronomen würden sich darüber freuen, wenn Gäste bei ihnen saßen, die den Eindruck vermittelten, es wäre etwas los.

Das Schlafzimmer und das kleine Duschbad gingen von einem kleinen Flur ab, zu dem sich das Wohnzimmer nach der Küche verjüngte. Ich würde mir die anderen Räume später ansehen. Jetzt wollte ich einfach nur trockene Klamotten anziehen und dann hier zu sitzen und meinen Fuß nicht benutzen müssen. Ich nahm mir noch einen Keks, zündete die erste Kerze auf dem Kranz an und öffnete Marias Brief, nachdem ich in meine kuschligen Joggingklamotten geschlüpft war.

Willkommen, mein Herz. Lass es dir gut gehen und ruf an, wenn du Fragen hast. Liebe Grüße, Maria

Ich lächelte und fühlte mich sofort besser. Auch meine Haut hatte sich jetzt an die Kälte des Pads gewöhnt. Ich schickte Maria ein Foto von ihrem leuchtenden Kranz. Und ein *Danke*. Dann legte ich das Telefon zur Seite und atmete tief durch. Ich war hier. Ich war angekommen. Ich war weg aus Berlin. Endlich. Und auch wenn der Start etwas holpriger gewesen war, als ich es geplant hatte, hatte ich jetzt doch alles, was ich brauchte. Der Kühlschrank war voll. Die Fußbodenheizung wärmte mein vorübergehendes Zuhause. Und ich war allein. Genauso, wie ich es gewollt hatte. Oder wie ich es jetzt wollte.



Drei

Ich hatte genau eine Stunde geschlafen. Eine Stunde. Und das auch nur, weil ich irgendwann Marias Medizinschrank durchwühlt und zwei Schmerztabletten genommen hatte. Die erste hatte nicht gewirkt. Die zweite hatte mich für diesen kurzen Moment ausgeknockt. Jetzt war es sechs Uhr morgens und ich versuchte seit zwei Stunden, wieder einzuschlafen. Wenn ich nichts tat, einfach nur ruhig dalag, dann spürte ich keinen Schmerz. Doch sobald ich mich bewegte, war er wieder da und ich hellwach.

Das Kühlpad war längst wieder warm und wieder gefroren und wieder warm geworden. Auch das Buttergemüse war durch die Wärme meines Fußes aufgetaut, weshalb ich es gegen zwei Uhr in einen Topf geworfen und zusammen mit zwei Spiegeleiern gegessen hatte.

Ein paar Mal hatte ich an der Wohnungstür gestanden, um den namenlosen Nachbarn zu bitten, sich den Fuß doch anzusehen oder mich sogar ins Krankenhaus zu fahren. Einmal war ich sogar um das Haus herum gehumpelt, um zu sehen, ob irgendwo Licht brannte. Doch die Schlaflosigkeit schien nur mich in ihrer grausamen Hand zu halten.

Deshalb hatte ich im Internet recherchiert, wie man einen Bruch von einer Verstauchung unterschied. Doch da mein Fuß sich nicht unnatürlich verdreht hatte und ich ihn, wenn auch schwerlich, aber doch ein bisschen

belasten konnte, ging ich davon aus, dass ich keinen Krankenwagen brauchte.

Es würde schon besser werden.

War es aber nicht geworden, weshalb ich nun ein zweites Mal in die Crocs von Maria stieg, meine inzwischen getrocknete Jacke überzog, den Schlüssel nahm und aus dem Haus ging. Ich humpelte unter neuerlichen Schmerzen zum Vordereingang, von dem aus man ins Obergeschoss gelangte, und musterte das Klingelschild.

Lenz und Maier. Tja, das eine war eine Familie mit kleinen Kindern, das andere der namenlose … Moment. Oder war der namenlose Helfer etwa der Familienvater? Hitze stieg mir in die Wangen, die mich für einen Moment sogar den Schmerz vergessen ließ. Was, wenn dieser Mann nur ein freundlicher Papa gewesen war, der mir einfach nur hatte helfen wollen? So oder so, ich musste mich bei ihm für meinen Auftritt entschuldigen. Und wenn es doch ein Anmachversuch gewesen war? Dann würde ich das ziemlich schnell herausfinden und konnte ihm noch einmal die kühlere meiner beiden Schultern zeigen.

Mein aktuelleres Problem löste dieser Gedankengang allerdings nicht. Wo sollte ich klingeln? Lenz oder Maier? Was passte besser zu ihm? Ich konnte mich nicht entscheiden und schon gar nicht dazu durchringen, bei beiden zu klingeln.

Zehn Minuten stand ich in der Kälte. Meine Finger in den Taschen vergraben, das Gewicht fast vollständig auf den linken Fuß verlagert, der sich deshalb auch schon beschwerte. Dann hörte ich das Brummen eines Motors. Das Geräusch näherte sich langsam zusammen mit dem

Auto, das es erzeugte. Ein Smart fuhr die Straße entlang. Definitiv kein Familienauto.

Der Wagen fuhr auf einen der Parkplätze und als der Motor ausgeschaltet wurde und sich das Innenlicht einschaltete, erkannte ich den Mann hinter dem Steuer. Hatte das Auto gestern Abend auch hier gestanden? Ich konnte mich nicht erinnern. Allerdings hatte ich gestern auch mit anderen Gedanken zu kämpfen gehabt. Vor ein paar Stunden, als ich die anderen Schlaflosen gesucht hatte, hatte ich ihn zumindest nicht gesehen.

Der Mann ohne Namen stieg aus dem Auto und erst, als er auf das Haus zuging, sah er mich. Für einen Moment schien er im Licht der Straßenlaterne erschrocken, dann wirkte er besorgt. »Rina? Ist alles okay?« Mein Name kam ihm etwas holprig über die Zunge, als wäre es das erste Mal, dass er ihn aussprach. Gestern hatte er mich Katharina genannt.

»Nein«, sagte ich etwas kleinlaut, weil ich schließlich gestern hätte auf ihn hören sollen. Doch dann straffte ich die Schultern. »Ich bin sicher, dass er nicht gebrochen ist, aber …« Warum war ich eigentlich hier? Ich wusste doch, dass man bei einer Verstauchung nur wenig machen konnte. Ruhig lagern, kühlen, abwarten. In ein paar Tagen wäre das Schlimmste vorbei und der Rest würde drei Wochen dauern.

»Darf ich ihn mir jetzt ansehen?« Irgendetwas in seiner Stimme veranlasste mich dazu, zu nicken. Ich stieg die Stufen der Treppe, die zum Vordereingang führte, unter Zuhilfenahme des Geländers hinunter.

Der Mann ohne Namen, der einen Smart fuhr und wo auch immer mitten in der Nacht damit gewesen war

- zumindest hatte er keine Tüte Brötchen in der Hand, nur einen Rucksack auf dem Rücken, hielt mir erneut seinen Arm hin. Ich wollte ihn nicht nehmen, aber die Aussicht darauf, neben ihm wie ein Flamingo über den Weg zu hüpfen, fühlte sich nicht gerade glamouröser an. Deshalb hakte ich mich bei ihm unter.

Das fühlte sich … gut an. Ein bisschen sicherer. Vielleicht zu gut. Viel zu gut, wenn er der Familienvater war. Und immer noch zu gut, wenn er einfach nur ein Mann war. Und das war er ganz offensichtlich.

Wir betraten die Wohnung und zogen die Jacken aus. Jetzt trug er einen mintgrünen Kapuzenpullover. Er wirkte müde, sein blondes Haar zerzaust. Ich stellte die Crocs zu meinen Stiefeln und hielt ihn davon ab, seine Schuhe auszuziehen. Wir redeten kein einziges Wort. Erst als ich mich aufs Sofa gesetzt hatte, kam mir die Stille unnatürlich vor und ich sagte: »Ich habe ihn gekühlt und gelagert, aber bei jeder Bewegung kommt der Schmerz zurück. Vermutlich bin ich eine ziemliche Memme, aber selbst die Schmerztabletten von Maria haben nicht wirklich geholfen.«

»Wie viel hast du genommen?« Er sah zu der Packung auf dem Tisch, die ich dort liegen gelassen hatte.

»Zwei.«

Ein mitfühlendes Lächeln legte sich auf sein Gesicht und plötzlich wirkte er überhaupt nicht mehr wie ein Kerl, der die Gelegenheit nutzen wollte, ein Mädchen in Not rumzukriegen. Im Gegenteil. Er wirkte, als wüsste er sehr genau, was er dort gerade tat, als er meinen Fuß vorsichtig drehte und mich fragte, ob diese oder jene Bewegung besonders wehtat.

»Es tut alles weh.«

Wieder lächelte er. »Es tut mir leid. Ich will nur sichergehen, dass er nicht gebrochen ist.«

Ich runzelte die Stirn.

»Aber es sieht nicht danach aus. Vermutlich ist es eine Verstauchung ersten oder zweiten Grades. Du hast alles richtig gemacht. Hochlagern, kühlen. Auch die Schmerztabletten kannst du in dieser Dosierung dreimal am Tag nehmen.«

»Eigentlich nehme ich gar keine Schmerztabletten«, sagte ich etwas verwirrt über seine Diagnose.

»Ich würde dir noch einen leichten Druckverband anlegen. Hast du so etwas in Marias Medizinschrank gesehen?«

»Ich glaube schon.« Ich wollte aufstehen, aber er hielt mich davon ab.

»Wo ist er?«

»Im Bad.«

Ich sah ihm dabei zu, wie er aufstand und in Richtung Bad ging. Als er es schon erreicht und betreten hatte, fiel mir ein, dass ich ja nicht einmal seinen Nachnamen kannte. »Sag mal, wie heißt du eigentlich?«

Sein Kopf erschien wieder. »David.«

Ich nickte nur. David. Damit konnte ich leben. David klang ganz anders als Constantin. Ein vollkommen anderer Name. Eine andere Haarfarbe. Gut, beide hatten blaue Augen. Aber sonst war David ein vollkommen anderer Mann. Immer noch ein Mann, aber eben ein anderer.

Als er wiederkam, stellte ich die nächste Frage: »Und woher weißt du, wie man eine Verstauchung behandelt?«

»Ich hab das schon ein paar Mal gemacht.« Er setzte sich neben mich auf das Sofa. »Darf ich?« Mit dem Finger deutete er auf meinen Fuß. Ich war nicht ganz sicher, was er vorhatte, aber wenn es mir danach besser ging, würde ich es ertragen. Deshalb nickte ich.

Er nahm meinen Fuß, positionierte ihn auf seinem Knie und dann den Anfang der Bandage, die er aus dem Bad mitgebracht hatte, an meinen Knöchel. Vorsichtig, aber doch so fest, dass ich sofort das Gefühl hatte, dass sich etwas besserte, legte er die Bandage an und fixierte sie mit einem Pflaster.

Mein Fuß blieb auf seinem Knie liegen. Vielleicht hätte ich ihn herunternehmen sollen, doch ich dachte nicht daran.

»Danke.«

»Gern.«

»Also, warum hast du das schon ein paar Mal gemacht?«

»Ich arbeite in der Notaufnahme im Krankenhaus.«

Die Aussage war zwar schon etwas genauer, aber immer noch so vage, dass ich keine Ahnung hatte, was er dort genau tat. Der Verband hatte schon jetzt eine so heilsame Wirkung, dass ich etwas mehr zu mir zurück fand. »Du meinst, du stehst an der Anmeldung, um die Patienten aufzunehmen, und wenn alle Ärzte beschäftigt sind, nähst du ein paar Wunden zu oder unterscheidest Verstauchungen von Brüchen.«

Er lachte. Es war ein offenes, fröhliches Lachen. Er mochte meinen Humor und irgendwie brachte mich das dazu, ihn ein bisschen zu mögen. Zumindest lächelte ich.

»Ich bin der Arzt, der hier nicht ganz so oft beschäftigt ist, wie das vermutlich in Berlin der Fall ist. Zumindest heute Nacht war nicht besonders viel los.«

Arzt also.

»Dann bin ich ja froh, dass ausgerechnet du Zeuge meiner peinlichen Ankunft geworden bist.«

Er verzog das Gesicht. »Das war nicht peinlich. Ich hab mir wirklich Sorgen gemacht, dass du dir ernsthaft etwas gebrochen hättest.«

Auch mein Lächeln gefror. »Zum Glück ist das nicht passiert.« Dann erinnerte ich mich an seine anderen Worte, daran, dass er gerade erst nach Hause gekommen war, und seine müden Augen wirkten … nein, sie wirkten wacher als bei seiner Ankunft. Vermutlich lag das daran, dass er durch die Versorgung meiner Verstauchung wieder in den Arztmodus gewechselt hatte. Dennoch musste er unendlich müde sein. Noch müder, als ich es war.

»Und jetzt lasse ich dich endlich schlafen. Bestimmt bist du wahnsinnig erschöpft.«

Er schüttelte den Kopf. »Nach einer Nachtschicht brauche ich immer ein paar Stunden, ehe ich schlafen kann. In den helleren Jahreszeiten gehe ich dann an den Strand. Im Winter vertreibe ich mir die Zeit mit einem Frühstück.« Er musterte mich. »Hast du Lust, mir Gesellschaft zu leisten?«

Ganz offensichtlich war er nicht der Familienvater. Ich zog mein Bein zurück und mit ihm die Tür zu, die ich in den letzten Minuten zu meinem Inneren geöffnet hatte. »Ich will eigentlich nur schlafen. Vielleicht klappt das mit dem Verband etwas besser.«

»Natürlich, das verstehe ich.« Er lächelte immer noch, aber es schien, als hätte er gespürt, dass ich mich verschlossen hatte.

»Danke für deine Hilfe.«

»Sehr gern.« Er nahm den Stift, der neben Marias Karte gelegen hatte, und deutete auf den leeren Umschlag. »Darf ich?«

»Sicher.«

»Ich schreibe dir meine Nummer auf. Wenn sich der Schmerz verschlimmert oder du den Fuß überhaupt nicht mehr belasten kannst, sag mir Bescheid. Aber wenn du ihn für die nächsten drei Tage ruhig lagerst, bist du bald wieder fit.«

Drei Tage. Zum Glück hatte Maria den Kühlschrank gut gefüllt.

Er schien meinen Blick, den ich bei diesem Gedanken zur Küche geworfen hatte, fehlzudeuten. »Hast du genug zu essen? Ich könnte dir später etwas mitbringen, wenn ich für mich selbst einkaufen gehe.«

Ich lächelte ihn an, etwas überwältigt von so viel Hilfsbereitschaft. »Dafür hat Maria gesorgt. Drei Tage werde ich überleben.«

»Sicher?«

»Sicher.«

»Okay, dann …« Er stand auf. »Gute Besserung für deinen Fuß.« Er nahm seine Jacke vom Ständer und öffnete die Tür.

Da fiel mir noch etwas ein. »Maier oder Lenz?«

Er runzelte die Stirn, doch dann kam die Frage auch ohne erklärende Worte bei ihm an. »Lenz.«

»Dann, Dr. David Lenz, danke ich sehr für die Behandlung.« Ich lächelte, allerdings nur für eine Sekunde. Dann wurde mir der flirtige Charakter meiner Worte bewusst und ich wandte den Blick von ihm ab.

»Sehr gern, Rina. Schlaf gut.« Seine Stimme war sanft und ich sah doch wieder zu ihm. Erneut wirkte er erschöpft, weshalb ich mein Lächeln wiederfand und erwiderte: »Du auch, David.«

Er verließ Marias Wohnung, die nun meine war, und verschwand in der morgendlichen Dunkelheit. Es würde noch über eine Stunde dauern, ehe die Dämmerung hereinbrach. Ich rappelte mich auf und ging ins Schlafzimmer. Hier befand sich Marias Fernseher. Maria war der Meinung, dass das Wohnzimmer dafür nicht der richtige Ort war. Ich kuschelte mich ins Bett und schaltete das Gerät ein. Ein paar Folgen *Die Nanny* würden mich von dem verbliebenen Schmerz und dem Mann ablenken können. So wie sie es in den letzten drei Monaten immer wieder getan hatten.

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »Winter Träume auf Usedom« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen **Bei Amazon kaufen**

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© DEA WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.